

Oskar Baum: Der Fall Makanski

„Sie werden sehen, daß es ein Unrecht war, sich vor der Wahrheit zu fürchten“, sagte der kleine Mann so treuherzig, als ob er es wirklich meine. „Auch wir hier sind wie alle Menschen sofort zu überzeugen, wenn wir erst einmal die Aufrichtigkeit merken. Und welche ein beseligendes Gefühl wird es für Sie sein, wenn Sie nichts mehr zu verheimlichen haben.“

Das grelle Licht der Tischlampe fiel auf die Hände des Untersuchungsrichters. Die Uhr hinter ihm an der Wand tickte lauter in den Pausen des Gesprächs. Josef Makanski, Disponent der Handels- und Verkehrsbank, in dem nun merkwürdig weit hinter ihm liegenden Leben, sah leicht vornübergeneigt und machte den Eindruck, als ob er angestrengt nachdächte. Aber es ging alles durch ihn hindurch, was er hörte, als sei er ein Hohlraum. Es verließ ihn wieder. Er konnte es nicht halten. Die Wahrheit hatte er schon gesagt, einige Male; die glaubte man ihm nicht. Nun forderte dieser Mann, der es offenbar ehrlich meinte, er solle irgend etwas anderes sagen, das man ihm glauben könnte. Und dann würde alles gut sein.

Makanski gehörte zu den Menschen, die auch das Kleinliche und Heißelste unbefangen sagen können, wenn es sich als notwendig erweist. So hatte er denn erzählt, daß seine Frau, mit der er schon eine Reihe von Jahren verheiratet war, ihn sehr verwundert abwechselte, wenn er zärtlich oder gar feurig wie vor der Hochzeit oder in den ersten Ehe Monaten werden wollte. Wenn sie sich nicht nachsichtig überwand, zeigte sie offen, daß es ihr deplaciert erscheine. Kühle, gewohnte Umarmungen fand sie diesem Stadium der Ehebeziehungen angemessen. Gemeinsam die Sorgen tragen, den Wohlstand erhalten und mehren, kurz — ernst und abgeklärt als Freunde das Leben teilen, war nun ihre natürliche Bestimmung. Da gab es an jenem Abend, als er aus dem Büro heimkam, plötzlich eine Katastrophe. Die Frau war fort. Auf einem Bettel standen nur die Worte: „Die Katii ist guter Hoffnung.“ Katii, das war das Dienstmädchen, ein hübsches, junges Ding, dessen ungewöhnliche Nüchternheit und überreizte Zuvorkommenheit ihm längst ein wenig unheimlich gewesen war. Er ging in die Küche hinaus. Dort sah das Mädchen und weinte. Sie blieb auch ihm gegenüber bei der Behauptung, er sei der Vater des Kindes, das sie erwarde. Ganz ruhig und gelassen sah sie ihm dabei in die Augen.

„Ja, aber —“ Er schüttelte, zunächst noch etwas beunruhigt, den Kopf. Auch sie lächelte. Was könne ihm denn so viel daran liegen? meinte sie. Er brauche nur das Geld herzugeben, damit sie das Kind loswerden könne und alles sei wieder in Ordnung. Sie könne sich das Geld auf andere Weise nicht beschaffen. Ihm aber mache doch ein solcher Betrag nichts aus!

Vergebens versuchte er ihr zu erklären, daß sie durch diese Finte, die ihr vielleicht ihr Geliebter eingegeben habe, sein Leben, seine Ehe zerstören könne. Wenn sie seine Frau oder ihn

mit dem Geständnis der wahren Sachlage um den Betrag für ihre Rettung gebeten hätte, hätte man ihr ihn vielleicht nicht verweigert, ihn zumindest als Vorschuß gewähren können. Nun aber — — das müsse sie einsehen — habe sie das selbst unmöglich gemacht. Das sähe ja wie ein Schuldbekenntnis aus.

Sie lachte ihm ins Gesicht. Sie werde es auch vor dem Richter beschwören, sagte sie beruhigt; das würde ihm gar nichts helfen.

Er war von Natur nicht jähsornig, aber nun schrie er sie so wild an, daß sie erschrocken zwei Schritte zurückwich und stürzte davon. Er lief eine Stunde rastlos in den eiskalten Straßen umher, sich zu fassen und zu überlegen, was in solcher Lage zu tun sei. Daß er beim

Fortgehen im Hause niemandem begegnete, beachtete er nicht. Was hätte es ihn kümmern sollen? Dann, bei der Rückkunft, als er schon das geschlossene Haustor aufsprengen mußte, konnte es ihm noch weniger auffallen. Er kam mit einem Klaren und, wie er glaubte, sehr klugen Feldzugsplan heim, aber als er die Küche betrat, fand er das Mädchen leblos auf dem Fußboden neben dem Herd liegen. Er stürzte ans Telefon und rief die Rettungssituation an. Er dachte natürlich nur an einen Krankheitszustand, eine Ohnmacht oder dergleichen und war froh, sie auf diese Weise wenigstens aus dem Hause zu bekommen. Aber als die Leute mit dem Wagen kamen, rührten sie sie nicht an. Sie verständigten die Polizei. Das Mädchen war tot. Mit den bloßen Händen erstickt. Die ungläubige Verwunderung Makanskis, als er das hörte, entlastete ihn nicht. Er war der einzige, der als Täter in Betracht kam.

Das weiße Licht der Tischlampe fiel auf die gepflegten, etwas plumpen Hände des Untersuchungsrichters. Die Wanduhr hinter ihm tickte unerträglich laut. Er war kein guter Mensch, aber vielleicht ein guter Untersuchungsrichter. Er hielt es nicht für zweckmäßig, Makanski zu berichten, daß man endlich den Liebhaber des Mädchens ausfindig gemacht hatte, einen wegen seiner Gewalttätigkeit berichtigten Fleischergehilfen und daß die vorgefundenen schmerzhaften Fingerabdrücke an verschiedenen Gegenständen in der Küche zumindest dessen Anwesenheit an diesem Abend äußerst wahrscheinlich machten.

„Nun?“ fragte der Richter, als die Pause sich allzu lange hinzog und Makanski immer noch stumm, vornübergeneigt dafas, und kein Zeichen des Interesses von sich gab. „Sie müssen doch zugeben, daß Ihre Frau irgendwelche Anhaltspunkte für ihren Verdacht gehabt haben muß, wenn sie der Verzichtung des Mädchens folglich vollen Glauben schenkte, ohne nur überhaupt Ihre Verteidigung abzuwarten.“

Ueber Makanskis Gesicht ging ein Aufleuchten der Befreiung. Er begann etwas zu fassen. Was ihn so sehr niedergedrückt hatte, war das quälend Sinnlose an dem ganzen Fall gewesen. Tollpatschig hatte ein blöder Zufall sein Leben, das in ruhigem, ernstem Streben nicht ohne Opfer und Mühen aufbaute, zerstört. Der irrsinnig grinsende Stumpfsinn des Geschickens war ihm unerträglich gewesen und hatte alle seine Willenskraft gelähmt. Jetzt wurde plötzlich doch so etwas wie ein urwüchsiger Zusammenhang, wie eine Schuld erkennbar. Nicht die Schuld eines Menschen, aber die Schuld eines Begriffs, eines stillosen Erziehungsresultates, einer gesellschaftlich vereinbarten Vorspiegelung. Warum hatte seine Frau dem Mädchen geglaubt? Weil seine knabenhafte Sehnsucht nach Verehrtheit, sein Fürtlichkeitsverlangen noch ganz so da war wie ebendamals, als sie es noch erwiderte. Sie fühlte sich betrogen und in ihrer tiefsten Seele beleidigt, als sie dachte, daß er es einer anderen zuwende, ob

Autodafé

1536:

Sündet an die lodernen Flammen auf dem Platz von Badajos, bringt die Keher aus dem Turne vor die Kirch' von Badajos.

König Philipp steht als Säule auf dem Erker von Badajos. König Philipp will euch segnen, hört's, ihr Bürger von Badajos. Seht die Freiheit dort verrücken auf dem Platz von Badajos!

1936:

Sündet an die lodernen Flammen auf dem Platz von Badajos. Legt zu Hausen tote Froteten vor der Kirch' von Badajos. Mammons Sendlinge sind gekommen, hört's, ihr Toten von Badajos. König Philipp läßt euch segnen, hört's, ihr Senker von Badajos. König Philipp ist anferstanden, halt's durch die Straßen von Badajos. König Philipp wütet im Norden, hört's, ihr Toten von Badajos.

Kämpft, ihr Menschen auf der Erde, kämpft um euer Badajos. Sorgt, daß nie mehr Menschen brennen auf dem Platz von Badajos!

Karl J o h a n n e s.

(Aus einer Gedichtsammlung „Spanten“).

gleich ihr dadurch nichts verloren ging und er die Ehe, wie sie sie nun wünschte, in allem getreulich und mit rührender Sorgfalt für sie erfüllt hatte. Sie fand es unerträglich und mit ihrer weiblichen Würde unvereinbar, noch eine Nacht mit einem solchen Mann unter einem Dache zu verbringen. Mit einem solchen Mann! Malaniski mußte lächeln. Er fand, daß es an seinem Wert und Charakter nichts geändert hätte, wenn er dem in letzter Zeit so einladenden Benehmen des hübschen jungen Dings wirklich „verfallen“ wäre.

Als man vor besagtem Fleisberggelell den vermuteten Vorgang des Verbrechens am Tatort rekonstruierte, brauchte es kaum mehr seines Geistesbeschwertes, so deutlich sprachen seine erschrockenen Mienen voll abergläubischer Angst. Er hatte gedacht, das Mädchen habe das Geld von ihrer Herrschaft nach seinem unfehlbaren Rezept schon herausgeholt und verheimlicht es

ihm, um auch von ihm den Beitrag zu erpressen. Dadurch war er so in Kaserei geraten — Malaniski ließ sich nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis von der Leitung seiner Bank in eine entfernte Filiale versetzen. Alle Welt glaubte, er wolle vor allem zwischen sich und seiner Frau einen möglichst weiten Raum legen. Aber er nahm sie mit sich in die stille Provinzstadt. Er söhnte sich mit ihr aus, die sich ihm mit zaghafter Bitte um Vergebung kaum zu nähern getraut hatte. Sie war ja nicht schuld. Sie hatte nach den Begriffen, die ihre Seele mit dem frühesten Erwachen des Gefühls von überallher eingeatmet hatte, richtig, ja vorbildlich gehandelt: Keine Liebe oder keine! Die Lust war schuld, die um ihre Seele getoht hatte. Auf einem Volkengebilde umhahrender Liebeschreithronen in schwindelnder Höhe unerbittliche Forderungen, die ihr armes Gemüt verwirrten, das sonst wohl in natürlicher Vernunft geurteilt und gehandelt hätte.

María Gardos: Pepi

Die Erde erdröhnte . . . Von unsichtbaren Wesen mit Elektrizität gesättigt — drohte die Luft Menschenherzen zu sprengen, wie ein allzu straff gespanntes Drahtseil . . . Ueber die Bahnbahn erhob sich eine Barrikade, errichtet aus rasch herbeigeschleppten Baumstämmen, aus Pyramiden entwurzelter junger Bäume, aus herausgerissenen Geschäftstüren und aus umgestürzten Wagen der Straßenbahn.

Friedlich begann die Masse ihren Demonstrationen: „Arbeit! — Brot!“; die Rufe klangen mehr müde als drohend. Scharf erklang aus den ungeübten, aber doch wohlklingenden Tönen — der Sopran der Frauen: „Unsere Kinder hungern!“ . . . Fordernd und unaufhaltsam schwebten diese Stimmen über die geschlossenen Fenster, als ob sie ihr Recht forderten: überall und ausnahmslos gehört zu werden.

Die Hüter der Ordnung nahen im Laufschrift . . . Die Erde dröhnte unter ihren schweren Tritten . . . Das Echo der polternden, touchierten Tritte widerhallte furchterregend. Friedliche Passanten, eingeschüchtern, brückten sich platt zur Mauer und versuchten in den Lorgehängen zu verschwinden.

Hinter der Barrikade drängte sich die Masse — entschlossen, noch mehr zusammen. Noch nie empfanden sie es so wirklich: was Zusammenhalten bedeutet . . . Der aus der innersten Verborgenheit ihrer Herzen und Seelen hervorstrahlende Rhythmus: „Arbeit! — Brot!“ erlahmte nicht, aber er wurde auch nicht härter, als ob die Härte des ewigen Hungers eine Gleichrichtung besorgt hätte.

Gegenüber, an der anderen Straßenseite, kommandierte der Polizeioffizier: „Halt!“ Die Nachleute richteten sich militärisch aus . . . Herzbellemende Sekunden . . . Die Masse weicht nicht . . . Die scharfen Kopftücher der Frauen schillern in der Frühlingssonne . . . Nun fordert der Offizier die Masse auf, aus einanderzugehen — und sofort donnert die Antwort: „Arbeit! — Brot!“ Ohne mit den Wimpern zu zucken, kommandiert der Offizier: „Eins . . . zwei . . .“

Er geht selbst mit gutem Beispiel voran. Sorgfältig distanziert er den ihm gegenüber stehenden Demonstranten. Aber sein Arm scheint plötzlich zu erzittern, die Pistole in der Faust scheint zu wanken, als er das Gesicht des Demonstranten erblickt. Pepi stand ihm gegenüber . . . Pepi . . . Der Markör seines Stammes, mit dem er ein Großteil seines Lebens verbracht. Seit etwa zwanzig Jahren bediente ihn Pepi tagtäglich, brachte ihm seinen „Tausen-Kaffee“ . . . Plötzlich sieht er Pepi als ganz jungen Grünshnabel, als Piccolo, der ihm die Zeitungen brachte. Pepi mit dem tiefen Knizer, sobald er ihn erblickte und nach den Zeitungen stürmend . . . Pepi war als Kellner erklaffig. Nie mußte er gerufen werden. Er erschien wie hingeworfen, sobald man seiner bedingte. Er erriet es unfehlbar, wenn „Herr Nittmeister“, wie er ihn nannte, in redseliger Stimmung war; da besprach er mit passender Ehrerbietung alle Tagesereignisse und Probleme des Lebens. Sobald er aber bemerkte, er beginne lästig zu werden, verschwand er, wie in der Versenkung, um bei der ersten Geste des Rufens — sofort wieder beim Tische zu erscheinen. Pepi umwob ihn mit seltener Dienstbeflissenheit. Bald schmiedete ihm der Kaffee schal, wenn Pepi seinen freien Tag hatte und ein anderer Kellner ihn bediente. In solchen Tagen war der „Herr

Goldsicheres Gold . . .

M. P. Paris, Anfang April.

In diesem Frühjahr wird die Banque de France ihren schon vor Jahren begonnenen Bau zur absoluten Sicherstellung des französischen Goldschatzes beenden. Es handelt sich um eine gigantische unterirdische Festung, die da geschaffen wurde, gleichsam eine Maginot-Linie der Goldhaltung und nur noch vergleichbar den Vorkehrungen, die schon vor einiger Zeit die Bank von England getroffen hat.

Was die Bank von Frankreich betrifft, so hat man 15 Meter unter der Erde eine riesige Höhle aus dem soliden Felsen gehauen, der den Grund von Paris darstellt. Die Höhle bedeckt ungefähr zweieinhalb Quadratkilometer, so daß hier im äußersten Notfall, nämlich wenn Paris einem heftigen Luftbombardement ausgesetzt sein sollte, das gesamte Personal der Bank von Frankreich — und das sind immerhin rund 3000 Personen — hier untergebracht und auf Wochen hinaus befristet werden kann.

Die Höhle selbst erreicht man durch einen Fahrstuhl innerhalb des Hauptgebäudes der Bank. Vom Fahrstuhl aus geht man zuerst durch einen langen, gepanzerten Tunnel, an dessen Ende sich eine Tür befindet. Es ist eine ganz besondere Tür, sie wiegt nämlich nicht weniger als 14 Tonnen und schwingt auf Schienen vor- und rückwärts. Gleich hinter der Tür ist wieder ein Fahrstuhl, mit dem man noch tiefer fährt, und der zu einem zweiten, ebenfalls gepanzerten Tunnel führt, an dessen Ausgang sich die feuerfesten Stahlgewölbe befinden, hinter denen die Goldbarren aufgestapelt liegen. Andere gepanzerte Seitengänge führen zu den provisorischen Büros und den sonstigen Aufenthaltsräumen.

Auch in London befinden sich die Goldkammern unter der Erde. Der Zugang ist durch eine 20 Fuß starke Mauer geschützt. Innerhalb dieser Mauer sind Stahlwände eingelassen, die in drei Schichten gebaut sind, jede Schicht hat eine verschiedene Dichte und Stärke. Innerhalb der einen Stahlschicht befindet sich überdies noch ein schmaler feuerfester Gang aus porösem Metall. Dieser enthält eine Röhrenleitung, in der sich eine besondere flüssige Kühlmischung befindet, die die eventuelle Sprengung der Mauer durch Gase — man denkt vor allem an Brandbomben und ähnliches — verhindert. Wenn alles in London in Schutt und Asche fallen sollte und die Bank von England ebenfalls —

dieses Stahlgewölbe mit dieser Mauer wird unter allen Umständen unerschütterlich bleiben.

Auch in den Vereinigten Staaten hat man alles getan, um die Goldvorräte für jede Kriegseventualität sicherzustellen. Der größte Teil des amerikanischen Goldschatzes befindet sich im „United States Assay Office“. Ähnlich wie in Paris hat man hier die Stahlkammern in die Felsen gehauen. Im Gegensatz aber zu London und Paris haben sich die Amerikaner mit einem verhältnismäßig kleinen unterirdischen Raum begnügt, in dem außer einem kleinen Aufenthaltsraum für die Bewachungsmannschaft gerade noch Platz für die Goldbarren ist. Man geht jetzt aber mit dem Gedanken um, die Höhle zu erweitern, um notfalls Platz für das Personal der Staatsbank zu schaffen. Der besondere Triumph des amerikanischen Cafes ist jedoch die Tür, mit der sich die von Paris nicht messen kann. Sie wiegt über 60 Tonnen und ist dennoch so phantastisch konstruiert, daß man sie ohne die geringsten Schwierigkeiten mit einem Finger der Hand auf- und aufschwingen kann. Freilich muß man dazu eine Reihe von Schloßern geöffnet haben, und das Geheimnis, sie zu öffnen, ist nur sehr wenigen Personen in Amerika bekannt. Der Schloß-Schlüssel zu dem Schloß an dieser Tür wird ebenso ängstlich bewahrt wie die Generalstabspläne der amerikanischen Armee.

Möglichstweise werden alle diese modernen Goldhöhlen noch von den Schatzkammern übertriften werden, die unterhalb des Neubaus der Reichsbank in Berlin in aller Stille seit einigen Jahren hergerichtet werden und von denen es heißt, daß sie Wunder der Technik und Erfindungskunst darstellen sollen. Ähnliches berichtet man übrigens aus Rom, Tokio und Brüssel.

Solche Anlagen kosten viele, viele Millionen, es geht freilich auch um Milliardenwerte. Andererseits könnte man fragen: was nützen alle diese Milliarden unter der Erde, wenn ein kommender Weltkrieg alles, was sich über diesen Höhlen befindet, zerstört und vernichtet? Werden diese Goldbarren wirklich die einzigen „Kulturwerte“ sein, die die Menschen aus der nächsten Weltkatastrophe retten werden? Nach den Anstrengungen, die man macht und nach den Wunderbauten, die man ausführt, scheint es wirklich so, als ob man nichts anderes retten wolle als Gold . . . R. E.

Rittmeister" misgesehen, misfreundlich und schlechter Laune.

Er gewöhnte sich an Pepi, wie an einen lieben Kameraden, der in seiner zurückhaltenden, klugen Art — unterhaltend war, ohne den zwischen ihnen bestehenden gesellschaftlichen Abstand auch nur mit einer vertraulichen Geste zu überschreiten. Wie oft sagte er zu Pepi — in einem Anfluge überschwümmender Sympathiegefühls: „Pepi, brauchen Sie mal was im Leben, wenden Sie sich an mich.“ Pepi nahm dankend lächelnd zur Kenntnis, ohne hiebei jemals Gebrauch zu machen. Jetzt stehen sie sich gegenüber, ein Irrtum ist ausgeschlossen. Pepi trägt auch jetzt den schwarzen Frackanzug. Es scheint, daß er sich der Demonstration angeschlossen hat, als er aus dem Dienste, aus dem nahen Eckste herauskam.

Im Offizier schien sich etwas zu regen. Irgend etwas, wie Menschlichkeit. Sein Herz schlug heftig, es flimmerte ihm vor den Augen, sein erhobener Arm erbeute. Wie! Er soll auf Pepi feuern! Wer wird ihm nachmittags den Kaffee vorsetzen? . . . Plötzlich verpirrte er einen Alpdruck, seine Augen trüben: „aber das ist doch unmöglich P e p i!“ . . . Pepi ist doch n u r e i n M e l l n e r; er dachte nie daran, daß Pepi auch M e n s c h sei. . . Er erinnerte sich jetzt, wie oft Pepi über seinen kleinen Wunden sprach, der jetzt die erste Volksschullehrer besuchen soll; stolz, mit glänzenden Augen, glücklich . . . Aber natürlich: ist er Vater, dann — auch „M e n s c h“. Vielleicht ist er sogar organisierter Arbeiter. — Sozi. . . Der Arm des Offiziers suchte instinktiv. Daß er nie daran dachte! . . . Pepi sprach aber nie davon. . .

Plötzlich bemächtigte sich seiner eine Aufregung, eine innere Empörung. „Da hat mich der Pepi ja betrogen; er hat mich genarrt; er hat mir nie bekannt: er sei rot“. Eine schäumende Wut peitschte sein Blut, daß sein Gesicht pupurn erglühte. Seine Stimme wurde hart, der Arm straffte sich: „. . . drei. Feuer!“ und er preßte den Finger auf den Abzug seiner Pistole. Das Geschöß zischt im Fluge.

Hinter der Barrikade stürzte der erste Demonstrant, mit erhobenen Armen — tot nach vorne: es war Pepi, der es hüben mußte, daß er auch M e n s c h war.

Tom Greyword verbrennt Weizen

Von Fritz Hoff

Hätte man Tom Greyword nach seinem jetzigen Beruf gefragt — er hätte keine rechte Antwort geben können. Was hätte er auch sagen sollen? Weizenverbrenner? Milchweggeher? Baumvollverrichter? Das sind doch keine Berufe, zum Keufsel! Zum Beispiel hätte er sagen können: Bergarbeiter. Aber es war schon lange her, seit er zum letzten Male eingefahren war. Damals hatte er noch Haare auf dem Kopf gehabt und Zähne im Maul, damals konnte er noch nicht so gut durch die große Zahnleide vorne spüden, wie er es jetzt gerne zu tun pflegte, wenn er gut aufgelegt war. Und gut aufgelegt war er fast immer, der alte Tom. Er war nicht so leicht unteraufzuziehen, dazu hatte er zu viel mitgemacht, dazu mußte er zu gut, wie es ist, wenn einem der Wind um die Ohren weht. See, der alte Tom Greyword mußte Pflaume mit dem Leben, zum Donnerweiter. . .

Sie hatten ihn alle gern, die Kumpels. Sie freuten sich, wenn er einen Schwanz aus seinem Leben zum besten gab. Vielleicht schmitz er manchmal ein bißchen auf dabei — was machte das schon? Der Seidel sah ihm in den Augenwinkeln, die verräterisch suchten, wenn er es gar zu toll trieb in seinen kleinen Geschichten. Ja, Bergarbeiter war er gewesen, aber vorher war er zur See gefahren, rund um die Welt; er hatte in den Schlachthöfen Chicagos gearbeitet und auf den Schiffswerften von New Orleans; er war Lotse gewesen auf dem Mississippi und Goldgräber in Monahye; er hatte Expeditionen zum Amazonas begleitet und in der Hudsonbai Walfische gefangen, der alte Tom. Und jetzt verbrannte er eben Weizen.

Warum sollte er keinen Weizen verbrennen? Weizenverbrenner werden gebraucht; nach Bergarbeitern und Walfischfängern, Expeditionsführern und Werftarbeitern war keine Nachfrage — also verbrannte man Weizen. Er hatte schon eine gewisse Praxis in dieser Beziehung, das ging nun schon drei Jahre so, daß man ihn als Bestörer beschäftigte: mal mußte die halbe Baumvollernie in Alabama wieder eingepflügt werden, mal mußte die Milch hel-

tolitertweise in den Hudson gegossen werden, und jetzt war der Weizen dran. Ehrliche Arbeit! Vielleicht nicht? Man tat, was der Boss einem hieß, und Freitag gab's dafür Geld. Er war kein Gangster, der alte Tom, er war eine ehrliche Haut, und daß er sein Lebtag so ehrlich gewesen war, das war sein Stolz.

Warum sollte er keinen Weizen verbrennen? Er machte sich keine Gedanken darum. Sollten die Herren sich die Köpfe darüber zerbrechen, was sie mit ihrem Weizen machten. Denn es war doch ihr Weizen, nicht wahr? Ob sie Brot davon bruten oder ihn den Schweinen verfütterten oder ihn verbrannten — es war nicht seine Sache. Seine Sache war, ordentlich einen Sad nach dem anderen in den großen Fabrikfessel zu schütten und achtzugeben, daß das Feuer nicht ausgehe, denn dann hätte die Fabrik aufhören müssen, Erntemaschinen zu fabricieren. Weizen? Weizen zeigte gut. Hätte man ihn beauftragt, statt des Weizens vielleicht Kanzenkapfen in den Kessel zu werfen oder Hemdentuch, er hätte es ebenso gemacht, ohne lange zu fragen.

So trotzte er nun jeden Morgen um 8 Uhr zur Fabrik, jeden Abend zwischen 4 und 5 Uhr zurück, zufrieden, daß er wenigstens diese Arbeit hatte.

Jawohl, der Lohn war nicht hoch. Er war niedrig. Er war sogar miserabel, hundsmiserabel. Aber er war besser als nichts. Zum Weizenverbrennen braucht man schließlich keine Facharbeiter. Da war ein Stundenlohn von zwölf Cents durchaus angemessen. Angemessen für den Fabrikanten, wohlverstanden. Nicht angemessen für Tom. Bierzig Stunden in der Woche für 4 Dollar 80 Abzüge für alle möglichen Versicherungen, Steuern, Abgaben 1 Dollar 24, Lieben 3 Dollar 56. Einen runden Dollar bekam jede Woche die Wirtin für das Bett, in dem er schlief. 50 Cents sparte er für die Zeit, in der es keinen Weizen zu verbrennen geben würde, — kann man mit 3 Dollar und 6 Cents eine Woche leben?

Tom konnte. Er mußte es zu können. Bis — Doch das muß richtig erzählt werden. Man

Viktor Adler:

Nieder mit der Gemütlichkeit!

Bekanntlich ist der Alkohol zu allen Dingen gut. Er regt an, er beruhigt, er macht kräftig zur Arbeit, er läßt die überspannten Nerven abklingen; er macht tapfer und schneidig, er macht umgänglich und gemütlich, kurz, der Alkohol ist unentbehrlich für das Wachen, für das Schlafen, er ist der Freund der Menschen bei Tag und Nacht.

Dieses Vorurteil zu brechen ist schwer. Dem Arbeiter aus seiner eigenen Praxis zu beweisen, was das wissenschaftliche Experiment längst bewiesen hat, daß der Alkohol seine Arbeitsfähigkeit nicht erhöht, sondern vermindert, scheitert oft daran, daß die Versuche meist zu kurz, ganz unkontrolliert und vor allem keineswegs objektiv gemacht werden. Aber daß der Arbeiter das Stück seines Lebens, das er dem Ausbeuter verkaufen muß, durch Alkohol wertloser oder wenigstens minderwertig macht, ist noch das geringere Übel. Schlimmer ist, daß er durch den Alkohol den Wert der wenigen Stunden herabsetzt, die ihm selbst gehören. Die kurze Zeit der Ruhe, die paar Stunden des Feierabends sind es, wo er erst Mensch ist. Sie allein

gehören seinem eigenen Selbst, seiner Familie, seiner Klasse. Das ist die einzige Zeit, die er seiner Belehrung, seiner Erholung, der gewerkschaftlichen Organisation, dem politischen Kampf widmen kann. Die Hoffnung auf die Zukunft der Arbeiterklasse beruht auf der Revolutionierung der Gehirne. Darum ist ihr größter Feind, wer diese Gehirne verdirbt, wer sie schwächt in ihrer Funktionsfähigkeit. Das aber tut der Alkohol.

Freilich sagen sie: „Ohne Bier keine Gemütlichkeit!“ Nun wage ich zu sagen: Die Arbeiterschaft hat keinen größeren Feind als diese verdammte Gemütlichkeit! Ich hasse sie, diese Schlafheit mit kurzatmigen Aufregungen, diese schlepphafte Simpelie, deren letzter Steigerung das letzte Wort des gemütlichen Bienerturns ist: Verkaufts mei G'wand, i bin im Himmel!“ Der grundlose Optimismus, wechselnd mit unergessenen neugierigen Aufregung, das ist die Stimmung, die durch den Alkohol befördert wird und die niemand so gefährlich ist als den Destrierern, die ohnehin erblich belastet sind mit gemeingefährlicher Duselei.

Wir wollen nicht gemütlich sein, sondern unsere ganze Arbeit will, daß die Arbeiter ungemütlich werden. Wir wollen uns nichts verhehlen, sondern klar sehen, wollen uns arbeitsfähiger, tüchtiger machen, und wenn der Fronddienst für die anderen alkoholisierte Ge-

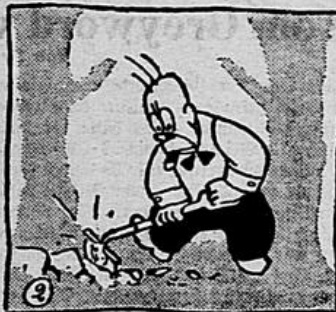
hirne verwenden kann, die Arbeit an der Befreiung der Arbeiterklasse bedarf Klarsehender, kaltblütiger Menschen, bedarf gesunder Gehirne.

Wer wird dem Müden nicht Erholung gönnen, und fern von uns sei es, als griechergläubigen Spielverberber auftreten zu wollen. Aber darüber darf nicht vergessen werden, daß wir das Leben des Proletariats erheben wollen und müssen, daß die Zeit seiner Ruhe zugleich die einzige Zeit für seine Befreiungsarbeit ist. Kein Wort Lassalles wird öfter zitiert als das, daß er im „Arbeiterprogramm“ aussprach: „Die Arbeiter sind der Fels, auf dem die Kirche der Zukunft gebaut werden soll“, aber viel seltener denken wir an die Worte, die er diesem Satz vorausschickte:

„Die hohe, weltgeschichtliche Ehre der Bestimmung der Arbeiterklasse muß alle Ihre Gedanken in Anspruch nehmen. Es ziemen Ihnen nicht mehr die Laster der Unterdrückten, noch die müßigen Bertrübungen der Gedankenloien, noch selbst der harmlose Leichtsin der Unbedeutenden. Sie sind der Fels, auf dem die Kirche der Gegenwart gebaut werden soll!“

Aus einer tiefen Empfindung für die Ehre, für die Würde der Arbeiterbewegung, schöpft der proletarische Kampf gegen den Alkohol seine beste Kraft.

(Aus der Monatschrift „Der Abstinenz“, Wien, 1902.)



Copyright P. E. Sox & Copenhagen

Adamson ist kompromißfreudig

muß wissen, wie Tom sich von 2 Dollar 6 Cents ernährte. Er aß Reis, Linsen, Linsen, Reis. Das war das Billigste. Das reichte zum Leben. Daßte Tom.

Eines Morgens, als er so seine Süde in den Kessel schüttete, wurde er schwindlig. Er war schließlich kein Knabe mehr. Es strengt an, den ganzen Tag Benzinstraße einen Meter fünfzig hoch zu heben. Und wenn einer, der diese Tätigkeit ausübt, sich nicht richtig ernährt, kippt er um.

Das war es also. Tom kippte um. Und stand nicht mehr auf.

„No,“ sagte der Arzt, „das ist kein Herzschlag. Ein Mann mit einem solchen Herzen kann hundert Jahre alt werden. Er ist verhungert. Verstehen Sie, einfach verhungert.“

Amerikanische Anekdoten

Tex, der Cowboy

Zu Tex Richard, Americas größtem Boxmanager, kam einmal ein Kollege, der ihm nicht gerade gut gefinnt war.

„Sie waren ja früher Cotooboh . . .“, sagte der andere im Verlauf der erregten Debatte.

Tex Richard nickte lächelnd:

„Damals habe ich es gelernt, jedes Hindvieh schon von weitem zu erkennen!“

Wetten, daß . . . ?!

Zu Bill Rogers, Americas berühmtem Humoristen, sagte eines Tages ein Freund: „Ich wette Bill, du kannst Calvin Coolidge in weniger als drei Minuten nicht zum Lachen bringen!“

„Und ich wette“, schmunzelte Bill Rogers, „daß ich „Cal“ in weniger als dreißig Sekunden zum Lachen bringen werde . . .“

Es war bekannt, daß der wortkarge Präsident nur selten zu lachen pflegte.

Als Bill Rogers nun dem Präsidenten vorgefielt wurde — der Freund des großen Spaßmachers sagte: — „Witter Coolidge, darf ich Ihnen Bill Rogers vorstellen?“ — streckte Bill dem Präsidenten mit verlegenem Gesicht die Hand hin und sagte: „Entschuldigen Sie — aber ich habe den Namen nicht recht verstanden!“

Der Präsident lachte und Bill Rogers hatte die Wette gewonnen.

Der Sealyham

Ein Mann aus Kansas, dessen junger Sealyham sich verlaufen hatte, inserierte in dem Lokalblatt und versprach 250 Dollar demjenigen als Belohnung, der seinen wertvollen Hund finden würde.

Da sich aber niemand daraufhin meldete, begab sich der Mann ins Büro des Blattes und wollte den Inseratenschef sprechen.

„Der ist ausgegangen“, sagte der Laufbursche.

„Schön. Also dann seinen Stellvertreter.“

„Der ist nicht da“, war die Antwort.

„Führen Sie mich, bitte, zum Chefredakteur“, sagte der Mann unruhig.

„Ausgegangen, Sir.“

„Donnerwetter!“ murmelte der Eigentümer des Sealyham. „Alle ausgegangen . . . ?!“

„Ja — sie suchen Ihren Hund, Sir!“

Der Bericht

Präsident Calvin Coolidge wurde der „große Schweiger“ genannt. Als er eines Tages aus der Kirche zurückkehrte, entspann sich zwischen ihm und seiner Gattin folgendes Gespräch:

„Wo wartest du, Cal?“

„In der Kirche.“

„Worüber sprach der Pfarrer . . . ?“

„Ueber die Sünden.“

„Und was sagte er?“

„Er war dagegen.“

Walter Jelen.

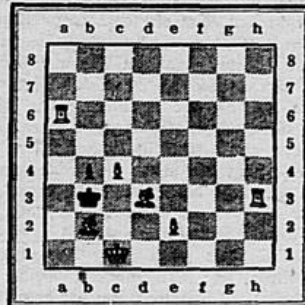
Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 336.

Von Lány Tšle, Pömerle

Schwarz: Kb3, Bb4. (2)



Weis: Kc1, Ta6, h3, Lb2, d3, Bc4, e2. (7)
Matt in 2 Zügen!

Diese Aufgabe ist das Erstlingswerk eines jungen 17jährigen Genossen.

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 333: Se5—f3!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Hahl Erwin, Schindler Robert, Chmiak Teo, Holfeld Otto, Lohmüller Hans, Tyle Vladimir, Freundl Anton, sämtlich Nestersitz; Klützig Rudolf, Strache Rudolf, Strache Karl, sämtlich Großpriesen; Beute Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Fusch Bruno, Kriechwitz; Dinnebier Emil, Tetschen; Tepper Franz, Karlsbad; Nitsch Rosa, Truppschitz; Schöffel Anton, Schöbirtz; Richter Karl, Politz a. E.; Vanček Franz, Hertine; Hyna Josef, Hostomitz; Bretschneider Otto u. Eichler Otto, Drakowa; Havel Franz, Modlan; Walter Ludwig, König Anton, Steinwitz Hans, sämtlich Kwitkau; Geißler Josef, Alt-Senbitz; Berger Josef, Klein-Augezd, Trlitoch Gustav, Wisterschan; Ulbert Rudolf, Prosetitz.

Arbeiterschach.

Nach vorliegender Meldung von Sobrusan wurde im Vereinsturnier folgendes Ergebnis erzielt: Vereinsmeister wurde Gen. F r a n z H y n a. Nach ihm folgen: Weber-sinke, Böhm Emil, Marzin, Pichl, Wiedemann, Hofmann, Zimmermann, Stehno, Hyna Josef und Urbank.

Bezirksschachmeisterschaft

Aussig—Kleische gegen Nestersitz 7:1.

Verhältnismäßig hoch und leicht konnte Nestersitz auch heuer geschlagen werden. Leider trat Nestersitz mit seinem Spitzenspieler nicht an, so daß die Bezirkseinzelschachmeisterschaft am ersten Brett kampflös am Kleische fiel. Punkt $\frac{1}{2}$ 0. Uhr gab Gen. Wendler als Schiedsrichter die Bretter frei, nachdem er die Bedeutung des Arbeiterschachs gewürdigt und die erschienenen Wettkämpfer und Gäste begrüßt hatte.

Aufstellung (Nestersitz zuerst genannt):

- | | |
|-----------------------------|-----|
| 1. nicht angetreten—Aron E. | 0:1 |
| 2. Tyle VL—Dubitzky Josef | 0:1 |
| 3. Patz H.—Dubitzky Herbert | 0:1 |
| 4. Saslik—Wendler Franz | 1:0 |
| 5. Freundl—Guth J. | 0:1 |
| 6. Tomann—Schulz Eugen | 0:1 |
| 7. Lohmüller—Kollinko Rich. | 0:1 |
| 8. Holfeld—Hübler Anton | 0:1 |
| | 1:7 |

Nach $\frac{1}{2}$ stündiger Spielzeit kam Kl. am Brett 5 bereits in starken Vorteil durch Figurengewinn. Am Brett 4 bringt Wendler eine schöne Opferkombination an, findet jedoch nicht die richtige Fortsetzung und kommt nach Abtausch einiger Figuren stark ins Hintertreffen. Ein schwerer Positionskampf entwickelt sich auf Brett 2, wo Dubitzky Josef gegen einen äußerst talentierten Nachwuchsspieler erst nach langwierigem Stellungsspiel einen kleinen aber sicheren Vorteil herausarbeitet. Auf allen anderen Brettern hat Kleische bereits deutliches Übergewicht und nach einstündiger Spielzeit steht der Kampf bereits 4:0. Auf Brett 4 holt Saslik für Nestersitz, seinen Vorteil ausnützend, den Ehrenpunkt und korrigiert das Resultat auf 4:1. In rascher Aufeinanderfolge werden die Nestersitzer auf Brett 2, 7 und 8 zur Kapitulation gezwungen. Um $\frac{1}{2}$ 1 Uhr beendet auch Schulz Kleische, seine Partisiegrieche, damit das Endresultat herstellend.

Die Sektion Kleische hat nun in den kommenden Kämpfen um die Kreismeisterschaft den Aussig Bezirk zu vertreten und hoffen wir, daß es gelingt, dem Aussig Bezirk auch auf schachlichem Gebiete die Führung zu erobern. E. A.